

# Irdische Güter

Autor(en): **Hallauer, Bertha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **204 (1925)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374717>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kein Federgericht für verwöhnte Ohren,  
Aber Musik ist's weltverschoren,  
Sie ist wie die, für die sie gemeint,  
Ist Zauberweise, gejauchzt und geweint.  
Das stampft und schmachtet im engen Raum,  
Das treue Begehren, der schüchterne Traum.  
Die Schluchten getrennt, liegen Arm in Arm,  
Berglerblut ist rot und warm.

Draußen auf freiem Rasenplan  
Hebt jetzt ein seltsam Läuten an.  
Die schweren Treichlen sind hergebracht:  
Schellenschütten! Wer hat es erdacht?  
Das mögen die Wettertannen wissen,  
Vielhundertjährig, vom Sturm zerrissen,  
Das mögen die grauen Felsen sagen,  
Die fern als Säulen den Himmel tragen.

Der Ring ist geschlossen. Ein Flaumbart, ein Greis  
Schwingen die Glocken mit Kunst und mit Fleiß;  
Erst tastend, sich zusammenfinden,  
Bis sich die Töne gemach verbünden

Zum Dreiklang, zum heiligen Berggesang,  
Einfaltgewoben, ahnungsang.

Andächtig stehn die Lauscher im Kreise.  
Hände finden sich sacht und leise,  
Weißbärtige Männer, verwelkte Frauen  
Müssen sich stumm in die Augen schauen.  
Ihnen ist, als käme das Läuten  
Fern herüber aus anderen Zeiten:  
Es sagt von Liebe, es sagt von Leid,  
O, sie wissen vom Leben Bescheid!  
Es hat sie geschlagen, es hat sie verbunden,  
Sie haben gesorgt, gebetet, verwunden,  
Hat eins des andern Last getragen,  
Sie konnten sich's nie mit Worten sagen,  
Was scheu ein Tränlein heut ahnen läßt,  
Die Stunde wird ihnen zum Lebensfest ...

Ich muß mich still zur Seite wenden —  
Heimat, du bist in guten Händen.

Alfred Huggenberger.

## Irdische Güter.

Novelle von Bertha Hallauer.

Dumpf und feierlich hallen die Glocken durchs Land. Sie läuteten zu einem Begräbnis.

Von nah und fern strömten die Leute herbei — galt es doch — einem Verstorbenen aus angesehener Familie die letzte Ehre zu erweisen.

Freilich, persönliche Freunde hatte der Entschlafene nur wenige gehabt. Als stiller, einfacher Mann war er durchs Leben gegangen, doch seine Vorfahren, seit Jahrzehnten anständig auf dem Althof, zählten zu den geachteten Leuten weit im Lande herum.

Die Althöfe — wie man sie nach ihrem großen Hofe hieß — waren alle von festem, kernigen Bauernschlag gewesen, doch hatten sie sich im Lauf der Zeit, als fast unumschränkte Herrscher auf dem großen, abgeschlossenen Gehöft, etwas Selbstherrliches, Eigenmächtiges angeeignet.

Nur der letzte Besitzer, der so früh dahingeraffte Hermann Häuser, hatte hievon eine Ausnahme gemacht. Nicht nur äußerlich von feiner, für einen Landwirt fast zu feiner Gestalt, war er auch innerlich ein feiner und tiefgründiger Mensch gewesen und man kam seinerzeit nicht aus dem Staunen heraus und konnte es sich nie erklären, wie gerade er dazu gekommen war, um die als stolz und hochfahrend bekannte Agnes Walter zu freien.

Nun war er aufgebahrt in dem geräumigen Hausflur des alten, großen Gebäudes, und ihm zu Häupten stand seine Ehefrau, die Agnes Häuser, an jeder Hand einen ihrer beiden Knaben haltend.

Sie stand da, in schlichter Trauerkleidung, schlant und von seltener Größe, eine schöne, stolze Frau.

Schwer wäre es gewesen, den Ausdruck ihrer Züge zu deuten. Nicht allein Trauer war darin ausgeprägt, nein, auch eine scharfe Linie grub sich um ihren herbgeschlossenen Mund und gab ihr etwas Troziges, Hartes.

Wie sie so aufrechten Ganges dem Sarge ihres Mannes folgte, sah sie keineswegs wie eine ihrer Stütze beraubte Gattin aus, und das konnten auch die hinter ihr herschreitenden Bekannten herausfinden.

„Die drückt's nicht zu Boden“, flüsterten sie sich zu. — Ja, es drückte sie nicht zu Boden, so leicht ließ sich die Agnes Häuser nicht unterkriegen.

Ruhig und ernst bewirtete sie nach dem Begräbnis, wie es die Landessitte erheißt, die Schar der Bekannten und Freunde aufs Reichlichste. Fest, doch nicht unfreundlich, wies sie alle Tröstungen der Anwesenden zurück. Laßt mich nur machen, mehr erwiderte sie nicht. Aber keiner kam zum zweitenmale, ihr seine Ratschläge anzubieten, lag doch etwas Unausgesprochenes in ihrem Wesen, das einem unwillkürlich zum Schweigen zwang.

Spät am Abend, als in Hof und Haus alles besorgt war, schloß sie als Letzte noch Tür und Tor und trat leise in die Schlafkammer ihrer beiden Knaben. Ruhig lagen sie zusammen auf demselben Lager. Der fünfjährige Franz, jetzt schon Zug um Zug der Mutter ähnlich, schloß so fest den gesunden Schlaf der Jugend, so heiter war sein liebliches Kindergesicht, als hätte kein Vaterherz für ihn zu schlagen aufgehört, als wäre nichts Störendes, Grausames auf seinen Lebensweg gefallen. Aber der zarte, um ein Jahr jüngere Hermann, des verstorbenen Vaters Ebenbild, hatte noch im Schlaf ein schmerzlich verzogenes Gesichtlein, seine kleine Brust hob sich stoßweise in kurzen Atemzügen, und ein vergessenes Tränlein hing noch an den schmalen Wädden, als hätte er sich einsam und vergessen in den Schlaf geweint.

Lange, lange sah die Mutter auf ihre beiden Knaben nieder. „Ihr sollt euch nicht Bettler schimpfen

lassen“, murmelte sie dann dumpf mit bleichen Lippen, „nein, nein, das sollt ihr nicht, das schwör ich euch, so wahr ich eure Mutter bin; ich will euch das Glück erzwingen, ja, ich erzwing's euch“, flüsterte sie nochmals und mit eisernem Griff hielt sie die Bettstelle ihrer Knaben umklammert.

Und sie erzwang's, erzwang's nach und nach, zäh, unablässig, eisern.

Alles wollte man ihr nehmen, das große Haus, die blühenden Wiesen, die wogenden Felder, die Ruhe in den Ställen, die Pferde an der Krippe, — alles, ja alles wollten sie ihr nehmen; wie die Stechfliegen kam der Schwarm der Gläubiger über sie, und doch gab sie nichts von allem her!

Und doch war in Wahrheit nichts ihr von dem ganzen, großen Besitztum. Kein Ziegel auf dem Dach, keine Hand voll Heu, kein Halm Stroh auf der Tenne, kein Apfel an den Bäumen, kein Strauch in den Wäldern! —

Aber ihr Verschulden war das nicht und auch nicht das ihres verstorbenen Mannes — nein, Jahrzehnte schon hatte die Schuld auf den Gütern gelegen, der Sohn übernahm sie vom Vater, und dieser gab sie wieder seinem Sohn. Zins häuften sich zu Zins, aber über allem lag der Schein der Wohlhabenheit, ja des Reichtums, den hatten sie alle trefflich zu wahren gewußt, nun hatte der frühe Tod des letzten Besitzers, den gut und dicht gewobenen Schleier zäh durchbrochen und die Witwe vor die nackte, unerbittliche Tatsache gestellt.

Nicht wie eine Bittende, nein, wie eine, die zu gebieten hat, so fest und sicher, trat sie in den Kreis der Herren vom Gericht, die sich über die zu ergreifenden Maßregeln berieten.

„Gebt mir Zeit, nichts als Zeit“, mehr sprach sie nicht, aber aus ihren dunklen Augen fuhr dabei solch ein messerscharfer Strahl auf ihre Umgebung, daß die Herren nur zustimmend ihre Häupter neigten, — wer hätte auch gegen diesen Blick aufkommen wollen. —

Und nun legte sie sich ins Zeug und wie? —

So, wie bei der Althöferin, wird nirgends geschafft, hieß es bald Land auf und ab.

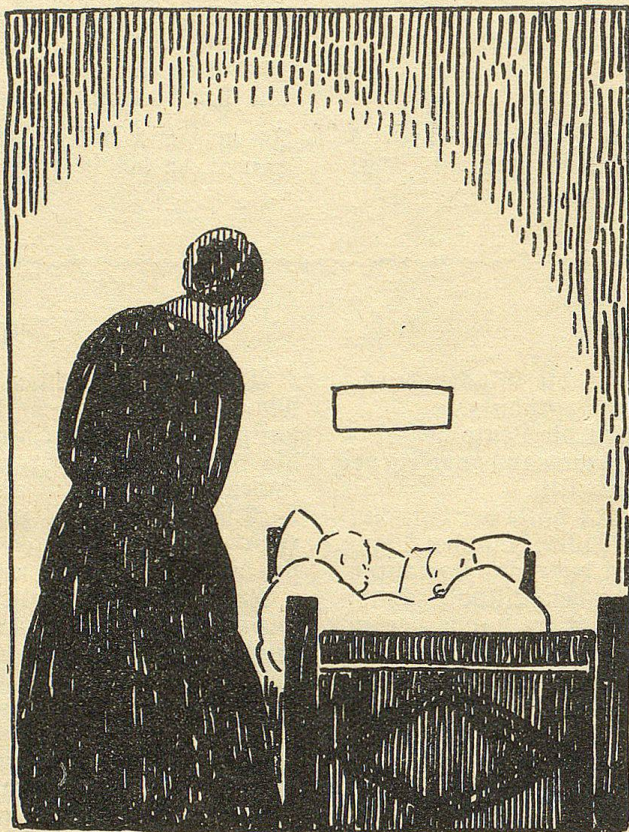
Und sie selbst — die Erste am Morgen — die Letzte zur Ruh'! — Ja, ging sie überhaupt je zur Ruh'? — fast zweifelte das Gesinde daran.

Durch alle Wände schien ihr Blick zu dringen. Da gab's kein törichtes, lustiges Geplänkel mit den Jungmädchen. Kein verliebtes Geflüster hinter Hag und Hecke, keine verfohlenen Winke, keine heimlichen Zusammenkünfte, — nirgends, aber auch nirgends war man sicher vor der Nähe der Meistersfrau — nicht der Knecht bei den Pferden, nicht die Magd am Herde, nicht der Tagelöhner auf dem Felde, — überall wo's Not tat, legte sie selbst Hand mit an. — Sie bückte sich nach dem Strohalm auf der Tenne, sie sah den Pferden nach der Krippe, sie wog den Knechten den Hafer vor, — sie war hinter den Mägen her, zur Sommerszeit auf dem Felde, im Winter hinter dem Spinnrad — und wehe dem, der ob einer Lässigkeit ertappt wurde!

Leichtes, fahriges Volk nahm sie ohnehin nicht an, und wußte oft trefflich selbst die Polizei zu machen. Sie hatte unter anderem ein junges, anstelliges Mädchen aus dem nahen, badiſchen Schwarzwald. Ein blühfauberes Ding. In Todesängsten war es einst des Abends spät auf den Althof gekommen und flehentlich bat es um Arbeit und Unterkunft. Es war seinem Liebhaber, einem starken, rothaarigen Kerl entlaufen, der es in einem Anfall von törichter Eifersucht am Leben bedroht hatte. Aber der hatte es nur zu bald heraus, wo sein Schatz steckte, und tagelang umtreifte er das Gehöft, unter schauer-

lichen Verwünschungen. Doch galten seine Flüche und Verwünschungen mehr der Meistersfrau als dem Mädchen selber, wußte er doch nur zu gut, daß es diese war, die das Mädchen hinderte, das Haus zu verlassen und es mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln vor dem gewalttätigen Burschen zu schützen suchte!

Endlich verschwand er, und schon glaubte man, er hätte sich, des vergeblichen Wartens müde, wieder davon gemacht. — Da eines späten Abends, als das Gesinde schon längst zur Ruhe gegangen, vernahm die Frau, die noch einer Arbeit oblag, ein leises Geräusch auf der Treppe. — Unerbrochen, wie sie war, nahm sie das Licht zur Hand und ging vorsichtig vor sich her leuchtend, den langen, dunklen Gang entlang. Und siehe da, — vor der Kammer des Mädchens stand der wilde Kerl und warf einen funkelnden Blick auf diejenige, die ihm so nahe am Ziel seiner brennendsten Wünsche, so unverhofft in den Weg trat!



Einen Augenblick durchfuhr sie der Gedanke — jetzt bist du dann dem Menschen in die Hände gegeben — aber sofort kam ihre kalte Ruhe zurück.

Wie ein Bändiger unerschrocken seinen Blick mit zwingender Gewalt, langsam, fest, drohend, unablässig in die glühenden Lichter des Raubtieres bohrte, so bohrte sie den messerscharfen Strahl ihrer Augen in die unruhig flackernden ihres nächtlichen Besuchers, — minutenlang — schweigend, schwer atmend, standen sie sich gegenüber, da lösten sich langsam die geballten Fäuste des Burschen, schlaff sanken die Hände am Körper nieder, die Augen senkten sich, der Stiernacken hing vornüber, und wortlos, wie ein geprügelter Hund, schlich der riesenstarke Kerl den Gang entlang, die Treppe hinunter, willenlos ihrem ausgestreckten Finger folgend, und verschwand im Dunkel der Nacht.

Das Mädchen aber hatte fortan Ruhe vor ihm. Die Zeit ging dahin, und schon konnte die Besitzerin vom Althof freier atmen, die drückendsten Schulden waren bezahlt. Und was einst unmöglich schien, aus dem dichten, verworrenen Knäuel der Schuldenlast herauszukommen, war in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Was kaum ein Mann zustande gebracht hätte, das schien ihr, der Agnes Häuser, einer Frau zu gelingen!

Was sie in die Hände nahm, gelang ihr. Vor Mißernten, Hagelschlag, vor Seuchen im Stall, von Allem blieb sie verschont. Wenn man überall über schlechte Zeiten klagte, über Geldnot, über Unglück da und dort, sie, die Agnes Häuser, hatte nichts zu klagen. Aufrechten Ganges schritt sie über ihre Felder, stolzer denn je trug sie das Haupt, und die schönen Züge ihres Gesichtes hatten sich zu einem kaum merklichen Hochmut verschärft.

Aber dann kam eine Zeit, wo sich die Agnes Häuser merkwürdig veränderte. Der dunkle Strahl ihrer gefährdeten Augen verlor auf einmal von seiner Schärfe und wurde weich und warmleuchtend. Wie ein mildes Licht fiel er auf seine Umgebung. Wie eine Krone hoben sich ihre schönen, schweren Flechten über der weißen Stirn, und mit Staunen gestanden sich die Leute: „Die Althöferin ist doch wahrlich eine schöne Frau!“

Kein Wunder, die Liebe war über die Herrin vom Althof gekommen, eine tiefe, gereifte, gewaltige Liebe.

Wohl hatte sie dereinst ihren verstorbenen Mann, den Hermann Häuser, zu lieben vermeint, aber jene Zuneigung zu dem stillen Mann war damals mehr dem Wunsch entsprungen, aus enger, gedrückter Häuslichkeit, in bessere, ihrer Natur mehr zuträgende Verhältnisse zu kommen, dieses Verlangen hatte bei ihrer wohlüberlegten Heirat stark mitgespielt, und sie war sich dessen nur zu gut bewußt gewesen.

Nun war eine seltene Frische und Freudigkeit über sie gekommen. Was früher nie geschehen war, vollbrachte diese Liebe, sie zeigte auch ihrem Gesinde ein heiteres, fröhliches Wesen, ja, es kam vor, daß sogar ein munteres Scherzwort über ihre einst so herb geschürzten Lippen kam.

Sie hatte nie gewußt, daß die Welt so schön, so

wonnig schön sein konnte, sie hätte es vorher nie geglaubt, daß sich graue, nüchterne Werktage in lachende, leuchtende Festtage gestalten könnten, nun erst sah sie der Erde Blüten und ihre Herrlichkeit. Und er — der diese Wandlung hervorgebracht hatte, er war auch ein Mann, der wert war, von einer Agnes Häuser geliebt zu werden. Ein aufrechter, starker Mann, einer, der auch im Äußern zu ihr paßte; eine trotz aller Einfachheit wahrhaft vornehme Erscheinung.

Er kam nicht oft, aber wenn er kam, ging ein freier, frischer Zug durch das alte Haus, und wie Sonnenschein huschte es über die Gesichter der Dienstboten.

Sie sahen schon mit Freuden in ihm den neuen Herrn und versprachen sich Gutes von der Zukunft. Und dann kam alles so ganz anders.

Ein naßkalter Herbsttag ging zu Ende und frühe schon war die Dämmerung hereingebrochen.

In der großen, alten Stube des Althofes saß der, der nun bald Herr daselbst sein sollte, und hielt die Hände der Agnes in den seinen.

„Nun mußt du mir endlich festen Bescheid sagen,“ bat er mit klangvoller, eindringlicher Stimme und sah ihr dabei tief in die leuchtenden Augen.

In diesem Augenblick trat der kleine Hermann unversehens in die Stube, und bei seinem Eintritt ging plötzlich ein seltsames Zucken über die Züge seiner Mutter. Halb geängstigt davon, ging der Knabe wieder hinaus und blieb unwillkürlich, bange lauschend hinter der geschlossenen Türe stehen. Und nun vernahm er von drinnen die Stimme seiner Mutter, aber so sonderbar fremd, so qualvoll zerrissen kam sie ihm vor, daß er sich in unerklärlicher Furcht eiligt und leise davonmachte.

Ja, seltsam verändert hatte plötzlich die Stimme der Agnes Häuser geklungen, und stoßweise kam es von ihren Lippen:

„Ich darf ja nicht, nein, ich darf nicht! — Ich wollte nur an mich denken, nur an mein Glück allein, und habe sie vergessen, die Knaben. Zur rechten Zeit ist einer gekommen, mich an meinen Schwur zu mahnen, denn ich habe es ihnen gelobt mit heiligem Eid, in der ersten Nacht, als die Erde ihren toten Vater deckte, — gelobt habe ich es ihnen, nun Tag um Tag nur für sie zu sorgen, zu schaffen, zu ringen und zu kämpfen, und schon war ich auf dem Wege, ihnen abtrünnig zu werden.“

Was halfen da alle Einwendungen des fassungslosen Mannes, was half's, daß er sein Ehrenwort gab, für die Knaben sorgen zu wollen, wie es nur ein Vater tun kann, was half's, daß er mit allen Kräften seiner Seele um sie rang, daß er Worte fand, wie sie nur einer tiefen, wahren Liebe zu Gebote stehen?

„Was ich versprochen, das muß ich halten,“ mehr entgegnete sie nicht, und als ein tief verwundeter, schwergekränkter Mann, verließ er den Althof für immer.

Lange konnte der kleine Hermann in jener Nacht keinen Schlaf finden, immer mußte er an die seltsame Stimme der Mutter denken, und noch etwas geschah

in jener Nacht, was dem Knaben befremdend vorkam, und ihm den Schlaf von den Augen scheuchte. Aus der Nebenkammer, wo die Mutter schlief, kam ein Geräusch von erstickten Lauten, das wie unsäglich qualvolles, erschütterndes, bebend verhaltenes Weinen klang, und doch konnte das nicht die Mutter sein, hatte doch der Knabe seine Mutter sein Leben lang nie weinen sehen.

Nun waren die guten Tage auf dem Althof vorüber.

Fast schien es, als wolle seine Herrin wieder doppelt und dreifach einholen, was sie an Güte vorausgab hatte.

Schärfer und knapper als je wurde das Gesinde gehalten.

Kein frohes Wort, kein kleiner Scherz fand mehr Gnade vor ihren Augen. Wer im geringsten mußte, der konnte zusammenpacken.

Ein verbissenes hartes Wesen nahm von ihr Besitz, und prägte sich ihrem Angesicht auf.

Hatte sie ihren Knaben ein unermessliches Opfer gebracht, so zeigte sie ihnen dafür eine Strenge, die oft an Gehässigkeit streifte. Keine Stunde ließ sie dieselben aus den Augen und wie eine eiserne Klammer legte sich die Härte der Mutter auf ihre weichen, kindlichen Gemüter.

Unbedingten Gehorsam mußten sie ihr leisten. Widerspruch ertrug sie nicht, auch nicht den leisesten.

Und in dem Maße, in dem sie Reichtum für ihre Knaben zusammenraffte, beschchnitt sie ihnen die Freuden ihrer einsamen Jugend. Und wie sie es mit den Knaben gehalten hatte, hielt sie es auch mit den Jünglingen, und hielt es auch noch so, als sie Männer geworden waren. Keiner durfte einen eignen Willen haben, jede Selbständigkeit erstickte sie im Keim, und doch hatten ihre Söhne im Grund ihrer Herzen eine tiefe Liebe zu ihrer Mutter und waren nicht wenig stolz darauf, sie so angesehen und hochgeachtet zu wissen.

So war sie denn mehr denn je unumschränkte Herrscherin auf dem Althof; über allem hielt sie die Hand, über alles und alle hatte sie zu gebieten, nur über eines nicht, über die Herzen ihrer Söhne!

Zum ersten Mal im Leben wagte es Hermann, seiner Mutter zu widersprechen. Und wie er ihr so

gegenüber stand, mußte sie sich mit heimlichem Wohlgefallen sagen, welch ein schöner, schlanker Mensch er geworden war.

„Und ich bleibe dabei“, wiederholte er mit fester Stimme, „ich bleibe dabei, Mutter, die Marie wird meine Frau, und keine andere!“

„Ein braveres, tüchtigeres Mädchen findet man nicht, landauf und -ab, und daß sie arm ist, das wirfst du ihr nicht zum Vorwurf machen wollen.“

„Und ich sage, die Marie wird niemals deine Frau, hörst du! Niemals, weder mit noch gegen meinen Willen.“

Spröde, wie klingender Stahl kamen diese Worte aus dem Mund der Althöferin.

„Und sie wird's doch, Mutter, so wahr ich vor dir stehe“, war Hermann's scharfe Erwiderung, und es schien, als sei ein zündender Funken aus den Augen der Mutter in die des Sohnes gesprungen und auf einen Augenblick trat eine merkwürdige Ähnlichkeit in dem entschlossenen Ausdruck beider Gesichter hervor.

Und sie behielt Recht. Die arme Marie Werner wurde nie Hermann's Hausfrau.

Ein dichtes, unsichtbares Netz, aus dem es kein Entrinnen gab und das doch niemand fassen konnte, wurde um die Liebenden gezogen. Ein

Netz voll Hinterlist, Verleumdungen und Lügen! Ein Netz, dessen jede Masche ein giftiger Nadelstich, eine versteckte Anspielung war. Und immer fester wurde es zugezogen, immer mehr wurden die jungen Leute darin verstrickt, bis sie sich selbst nicht mehr zurecht fanden und eines am andern irre ward.

Die zarte Gesundheit des Mädchens, das mit allen Fasern der Seele an Hermann hing, vermochte den Anfeindungen und Kämpfen nicht stand zu halten. — Eine heimtückische, schleichende Krankheit, deren Keim vielleicht schon vorhanden, durch die Aufregungen geweckt wurde, legte das Mädchen aufs Krankenlager, und langsam, wie eine vom Sturmwinde geknickte Blüte, welkte sie ihrem Ende entgegen.

In einer brausenden, stürmischen Vorfrühlingsnacht holte man den Hermann an das Sterbelager seiner Braut. — Was in jenen Stunden durch die Seele des jungen Mannes ging, davon hat nie ein Mensch etwas erfahren. — Selbst wie zu Tod er-



schöpft, mit wirrem Haar, um Jahre gealtert, schlug er in der Morgenfrühe den Weg nach Hause ein. Am Walbesrand blieb er stehen und sah lange nieder auf das stattliche Gehöft, das sein Waterhaus war, und wie es allmählig aus der Dämmerung hervortrat mit seinen Aedern und Wiesen, den Obstgärten, den gefüllten Scheunen, den weiten Ställen, trat mit einem Mal das Bild seiner eben entschlafenen Braut vor sein Auge, und eine Trauer, ein Schmerz sondergleichen kam aufs neue über ihn. „Was soll mir das Alles“, murmelte er dumpf, „was soll mir Alles, nun sie tot ist; sie, ohne die ich nicht mehr leben mag“ und in aufwallendem Zorn schleuderte er einen schweren, tiefen Fluch nieder auf sein eigenes Waterhaus.

Als dann die Glocken läuteten und man die Marie hinausstrug vom Dorfe, hinauf in die Gut des Kirchleins auf der Höhe, verloren sich auch ein paar Klänge in das abgelegene Gehöft und an das Ohr seiner Herrin. Etwas wie leise Reue über ihre Hartnäckigkeit wollte sich in ihr regen, aber schnell schlug sie die flüchtige Wallung wieder nieder.

Sollte sie darum die letzte Faser ihrer Kräfte angespannt haben, darum Tag und Nacht ihres Lebens mit eiserner Ausdauer um den Besitz des Hofes gekämpft haben, darum auf alles Glück auf der Erde mit blutendem Herzen verzichtet haben, damit ihre Söhne einst mit armen Mädchen daherkämen, die sich's dann wohl sein ließen. Nein, und tausendmal Nein!

„Und du?“ mahnte sie leise eine Stimme in ihrem Innern, „und du, bist du nicht auch ein solch armes Mädchen gewesen? Und wie, wenn der Vater deiner Söhne, der Hermann Häuser, auch so gedacht hätte, ja, wie denn?“

Und seit vielen Jahren zum erstenmale sah sie sich wieder daheim bei den Thren, sie sah wieder die ärmlichen Räume, die vergräunte Mutter, den kargen, strengen Vater, sah all die Enge wieder, das Gedrückte sein, die Armut, der dürftige Hauch, der über Allem lag, und gedachte auch wieder ihres Vatters, der sie von allem befreit hatte.

„Was nun“, mußte sie denken, „wenn dein Mann nun auch so gehandelt hätte, wie du es getan hast, was dann, ja, was dann?“

„Ich wär' nicht daran gestorben“, sprach sie plötzlich ganz laut, „nein, sicher, das wäre ich nicht. Ja, du nicht, du nicht.“ Es war als hätte jemand diese Worte leise durchs Zimmer geflüstert.

Von diesem Tage wich der Hermann seiner Mutter aus, wo er nur konnte, und wenn sie doch einmal seinen Weg kreuzte, oder ihn ansprach, sah er wie ins Leere an ihr vorüber.

Die große, schöne Liebe zu seiner Mutter war in ihm gestorben, in derselben Nacht, als er seine Marie verlor, denn nicht mit Unrecht gab er ihr zum größten Teil die Schuld an ihrem frühen Tode.

Kalt und schwer, wie ein Klumpen lag ihm seither das Herz in der Brust und machte ihn gleichgültig und teilnahmslos gegen alles, was ihn umgab. Erst jetzt, seit er sein Lieb ganz verloren hatte, fühlte er,

was sie ihm gewesen war und wie gänzlich wertlos ihm das Leben ohne sie vorkam. Wohl schaffte er wie der geringste Knecht, ja, noch mehr, mit Tagesgrauen erhob er sich und totmüde und verschlagen sank er des Nachts auf sein Lager, und als er sich eines Tages beim Holzfällen im Wald eine schwere Erkältung mit heftiger Lungenentzündung zuzog, da fehlte es seinem, einst so geschmeidigen, zähen Körper an jeglicher Widerstandskraft, matt und fast willenlos gab er sein junges, einst so reiches Leben dem in die Hände, der ihm Ruhe und Frieden von aller Herzensqual versprach.

So starb der Hermann Häuser in der Blüte seiner Jahre, zwei Monate nach dem Tode seiner Braut. Drei Nächte lang hielt die Mutter ihrem jüngsten Sohn die Totenwacht. Kein Mensch durfte das Sterbezimmer betreten, was sie mit ihrem Sohne abzumachen hatte, ging keines Menschen Ohr etwas an. Was mochte in diesen langen, stillen Nächten durch die Seele dieser stolzen Frau gehen? Was es auch sein mochte, vom Angesicht konnte man ihr nichts ablesen; das war noch genau so hart und fest, wie damals als sie zu ihrem Sohne sprach: „Nie und nimmer wird Marie deine Frau, nie und nimmer.“ Trodenen Auges trat sie vom Sarge des Entschlafenen hinweg, nur ein leichter, grauer Schein lag seit diesen Tagen über ihrem erst noch so dunklen Scheitel, und gab ihr mit einemmale ein ganz verändertes Aussehen.

Wer aber gedacht hatte\*, der Tod ihres Sohnes hätte eine gebeugte Frau aus ihr gemacht, der täuschte sich sehr!

Kein menschliches Auge sah das schneidende Weh, das die Seele dieser Frau folterte und zerriß, kein Mensch wußte, daß sie gerade diesen, ihren jüngsten Sohn, am tiefsten in ihr Herz geschlossen hatte. Niemand konnte sehen, daß sie mit übermenschlicher Kraft ihren Schmerz niederzwang, daß in den Stunden der Nacht die Reue ihre Widerhaken ihr ins Fleisch schlug und sie fast in Stücke riß. Nein, niemand sah das, denn nach außen hin trieb ihr Stolz und Ehrgeiz mehr denn je seine Blüten. Die Leute sollten nicht weniger Achtung vor ihr haben, sie wollte nicht bemitleidet werden, hatte sie nicht noch einen Sohn? An diesem wollte sie gutmachen, was sie an dem Jüngsten gefehlt, wie ein Freiherr sollte der einst auf dem Bestium seiner Väter stehen und vermessenener Wunsch kam über sie, „So weit das Auge reichte, so weit der Blick sie trug, so weit sollte alles sein eigen sein“ und der Ausblick vom Althof ging in weite Fernen.

Und es kam fast buchstäblich so, wie sie es gewünscht hatte.

Wurde ein Land frei in der Umgebung, so war die Agnes Häuser die Käuferin. Ihr Reichthum wurde fast sprichwörtlich und beinahe mit scheuen Blicken sehen die Leute nach ihr hin, ging das auch mit rechten Dingen zu, konnte so viel Glück auch wirklich Bestand haben? Ein Glanzpunkt in all der Zeit bildete die Hochzeit ihres ältesten Sohnes Franz. Der hatte sich von einer Reise aus den Rheinlanden eine reiche

Erbin mit heimgebracht, zwar brachte sie fremde Sitten und Gebräuche auf den alten Hof, aber sie war dennoch ganz nach dem Herzen der Mutter.

In glänzendem Gespinn kamen die jungen Leute angefahren und ein Fest gab das, daß man im ganzen Land davon sprach, das war eine Gelegenheit, den ganzen Reichtum zu entfalten, und was die Agnes Häuser tat, das tat sie ganz!

Ob sie wohl auch dabei einmal der armen Marie gedachte! Schwerlich, denn wie eine Fürstin stand in diesen Tagen die Althöferin unter den Leuten, und doch, wie sie auf der sonnigsten Höhe ihres Lebens stand, war ihre Macht schon leise im Sinken.

Was sollte auch der Sohn mit seiner vornehmen Frau in dem alten, weiten Hause? Das war nicht der richtige Platz für sie, die paßte nicht in die dunklen, niedern Stuben mit dem braungetäfelten Balkenwerk, den kleinen Fenstern, den ausgetretenen Dielen.

Nein, diese fremde, junge Frau, die mußte in schönen, hellen Räumen wohnen, mit hohen Fenstern und gemalten Wänden. Ja, das mußte sie.

Und es erstand ein großes, stolzes Gebäude in der Nähe des alten Hauses, ein Gebäude mit lichterfüllten Räumen und Sälen und weiten, schönen Treppen. Aber, woran es lag, das Glück, das der Althöferin Jahr um Jahr treu geblieben war, es zog nicht mit ein in die neuen Stuben und sonderbar, auch im alten Gebäude schien es nicht mehr zu wohnen!

Und mit einem Mal kam alles, wovon sie ihr Leben lang verschont geblieben war, über sie, über die stolze Herrin vom Althof. — Mißernten, Unglück in den Ställen, allerlei Mißgeschick da und dort. Ein Unternehmen, worin sie viel Geld stecken hatte, und das felsenfest zu stehen schien, kam ins Wanken und stürzte zusammen, dazu hatte der Bau Unsummen verschlungen. Aber immer noch stand die Agnes Häuser aufrecht da, stolz und unbezwinglich, nach außen hin hatte sie sich nicht das Geringste verändert — und doch — stetig langsam, aber unausweichlich, ging der Fluch jenes Frühlingmorgens seiner Erfüllung entgegen.

Ein neuer Geist zog durch die Lande. Mit vielem Althergebrachten wurde aufgeräumt. Fabriken schossen wie Pilze aus der Erde, die Eisenbahnen durchzogen die weltvergessenen Dörfer, fremdes, fahrendes Volk kam und ging, Geld kam ins Rollen, und schwerer als früher waren tüchtige, zuverlässige Leute zu bekommen. Eine neue Zeit brach an!

Eine scharfe Luft wehte um den Althof und langsam, langsam, kaum merklich, bröckelte Stein um Stein von

dem selbstberetteten Herrscherreich seiner Besitzerin. — Noch war alles beim Alten, stolz und vornehm wie immer stand die Agnes Häuser noch immer auf ihrem Grund und Boden, und doch, sie wußte, daß ihre Macht leise in sich zusammensank. Jahre gingen darüber hin und unablässig, unaufhaltsam, sicher fiel ihr Stück um Stück ihrer Habe aus den Händen. Wie das Rieseln in einer Grube, wo Sand aufgeschichtet liegt, wie es dort leise rieselt, Tag um Tag, kaum sichtbar, so rieselte die Macht, der Reichtum, die Größe, alles, alles leise, leise nieder von der Herrin des Althofs.

Und eines Tages sah sich die Frau, die einst mit dem Heben der Hand, mit dem Zucken ihrer Augenlider Duzende von Leuten regiert hatte, fast verlassen auf ihrem stillen Gehöft.

Fremde Menschen hausten in dem schönen, einstigen Hause ihres Sohnes. Dieser hatte sich im Unfrieden von der Mutter getrennt, und der angebliche Reichtum der vornehmen Schwiegertochter war ein Blendwerk gewesen!

Und dennoch ist die Agnes Häuser eine aufrechte Frau geblieben bis zuletzt, und doch sah sie nach und nach alles dahinschwinden, was sie einst mit eisernem Willen, mit zäher, fast übermenschlicher Kraft errungen hatte, aber oft suchten ihre Blicke nun das Kirchlein auf der Höhe, wo diejenigen schliefen, die einst um der Liebe willen alle irdischen Güter verschmäht hatten. Aber Klagen tat die Agnes Häuser keinem Menschen, mochte noch so viel über sie hereinbrechen. Und etwas aus ihrer Herrscherzeit ist ihr geblieben bis ins hohe Alter hinein: ihre ungebeugte Haltung und die befehlende Macht ihrer Augen.

Nun sind dieselben geschlossen, das einst so schöne Haupt liegt müde in den Kissen und die letzten Strahlen der Abendsonne flechten einen Lichterkranz um das Lager der Sterbenden.

Ja, sie liegt im Sterben!

Sie, die keinen Herr über sich werden ließ, sie steht nun den an ihrem Lager stehen, der einmal Herr wird über den Stärksten unter uns, über Fürsten und Könige!

Noch einmal hebt sie das Haupt und ein langer, tiefer Blick geht hinaus und wandert noch einmal über die Wiesen und Felder, über das ganze blühende Gelände — dann sinkt es erbleichend zurück.

„Meine Zeit ist um“, flüstert sie leise und der letzte Schein der Abendsonne küßt den brechenden Strahl im Auge der einstigen Herrin vom Althof — der stolzen Agnes Häuser!

## E schöös Luege.

Boß tuustig ond der eeneweg!  
Do obe geend ehre nobel.  
Bier Dörfer, jedes wie-n-e Schloß  
luegts abe i das Tobel.

Wie schinnits i de Morgeson  
so wiß, ond d'Feeschterräde  
bliht uf, wie wenn d'en Diamant  
all pott e chlt tuescht träge.

Von Julius Ammann.

Ond nebetdosse, überall  
of bene Sammetweße  
hets Heemerkt, am Bächli Wald.  
Wettischt nüd ees uselese?

Do obe wachst en witte Bliß  
Ond d'Freud zom selv regtere.  
's ischt jede Ma sin äagne Herr,  
er mos ten Stammvom führe.